Ausführung für das Können unserer deutschen Ingenieure ein beredtes und rühmendes Zeugnis ablegt.

Allerlei.

(Julian, bist du's.) Doktor Julian Schmidt, der bekannte Litterarhistoriker, besaß außer seinen sonstigen, mehr oder weniger anerkannten Vorzügen auch einen, auf den er selbst recht stolz war: er verstand vortrefflich das Hundegebell nachzuahmen. Einmal nachts kehrte er ziemlich spät in sein Heim zurück, das weit draußen in dem damals noch wenig bebauten letzten Teil der westlichen Vorstadt Berlins lag. Als er die Thür erreicht hatte, entdeckte er, daß er den Hausschlüssel vergessen habe. Guter Rat war teuer, denn der Nachtwächter, der ihm hätte aufschließen können, kam nur in längeren Zwischenräumen in die abgelegene Gegend, und in der hochgelegenen Wohnung, sowie im Hause überhaupt waren alle Lichter erloschen. So galt es denn, sich in Geduld zu fassen und zu warten. Auf- und abwandelnd hörte Julian in der Ferne einige Hunde bellen und das verscheuchte ihm sofort seine üble Laune, er antwortete den Hunden. Da diese die Unterhaltung fortsetzten, erwachte sein Künstlereifer, bald war es eine ganze Schar der verschiedenartigsten Hunde, die er zu Worte kommen ließ. Erst winselte ein wehmütiger Pinscher, dann blaffte ein in der Stube eingeschlossener Mops, dann knurrte und bellte in tiefem Baß ein ganz ungebildeter Metzgershund, an ihn schloß sich in hohem Diskant ein zänkischer Schoßhund; es wurde bald ein Höllenspektakel, weil jetzt auch sämtliche Hunde der Nachbarschaft von dem Vorfall Notiz nahmen und ihre Meinung darüber äußerten. Dann öffnete sich auch hier und da ein Fenster und ein mächtiger Fluch aus Menschenkehle mischte sich in das Konzert, ja zuletzt flog sein nicht gerade kleiner Stein aufs Geratewohl, da die Nacht sehr dunkel war, auf den vermeintlichen Schauplatz des Lärms und an des Künstlers Nase vorbei. Plötzlich trat aus dem Dunkel der Nachtwächter hervor, der nicht wenig überrascht war, als er anstatt der erwarteten Hundebalgerei tiefe Einsamkeit und nur einen kleinen Mann fand, der, an einen Baum gelehnt, herzlich lachte und den Wächter herawies. Der nahm den Spaß nicht so freundlich auf und drohte dem Herrn Doktor mit einer Anzeige wegen grober, nächtlicher Ruhestörung, aber ein kleiner feiner Silberklang besänftigte seine empörten Ohren und so schloß er das Haus auf. Oben gab es noch ein kleines Nachspiel, denn der Herr Doktor äußerte sich sehr ungehalten gegen die Seinigen, darüber, daß er den Schlüssel vergessen hatte. Wenn er seitdem wieder einmal ausgegangen war und spät abends ein benachbarter Hund den Mond anbellte, so öffnete sich sicher oben ein Fenster und eine zarte Frauenstimme flötete hinunter: „Julian, bist du's?"

*

Die vortreffliche Verpflegung an Bord der Lloyddampfer, welche derjenigen in den bedeutendsten Hotels des Festlandes in jeder Weise ebenbürtig zur Seite steht, ist allgemein bekannt. Es wird jedoch von Interesse sein, einmal einen Blick auf die riesigen Proviantmengen zu werfen, welche in jedem Jahre auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd zum Verbrauch gelangen, wir finden da zunächst an Fleisch: frisches Rindfleisch 2,562,226 Pfund, gesalzenes 464,275 Pfund, frisches Schweinefleisch 222,931, gesalzenes 287,824, Kalbfleisch 297,888, Hammelfleisch 318,464 Pfund, sodann 4504 Stück Kalbsköpfe, 30,797 Kalbsnieren, 115,319 Pfund geräucherten Speck, 14,964 Pfund Nagelholz, 34,956 Pfund Cornbeef, 12,290 Stück Schinken, 63,055 Pfund Wurst und 36,056 Pfund Kalbsleber und Zungen. Hierzu kommen noch an lebendem Vieh 637 Ochsen, 302 Kälber, 218 Schweine und 569 Hammel. An Fischen wurden verkonsumiert: frische Fische 305,629 Pfund, Klippfisch 70,179 Thunfisch 11,942 Pfund, Makrelen, Bücklinge, Sprotten, Aale, Stör, Schellfische 27,171 Pfund, an Häringen gesalzen 1148 Tonnen, präserviert 5837 Büchsen; ferner 18,618 Pfund Sardellen, 1400 geräucherten Lachs, 44,326 Pfund Hummer und Krabben, 319,065 frische Austern, 7524 Pfund Schildkröten und 48,897 Stück Krebse. Geflügel und Wild ist vertreten mit 40,305 Enten, 22,479 Hühner, 184,575 Küken, 13,966 Kapaunen, 10,174 Gänse, 14,110 Puter, 35,542 Tauben, 7532 Rebhühner, 9295 Schnepfen, 23,295 Wachteln usw., außerdem 16,479 Pfund Rehwild und 1350 Hasen. Dazu kommen ungeheure Quantitäten Konserven. — Daß es zu der guten Küche auch an einem guten Trunk nicht fehlt, beweisen die folgenden Ziffern über den Getränkeverbrauch. Hier finden wir 9997 Flaschen Sherry, Madeira und Portwein, 13,579 Flaschen Kognak, 34,581 Flaschen Rum, Genever und div. Liqueure, ferner 87,147 Flaschen und 211,392 Liter Rotwein, 100,749 Flaschen Rhein- und Moselwein 35,854 Flaschen Champagner und endlich 1,238,739 Flaschen Lagerbier und 252,157 Flaschen Selterswasser. Der Wert des Proviantverbrauchs auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd beziffert sich in einem Jahre auf nicht weniger als etwa 7½ Millionen M.

*

— (Heiteres aus dem Gerichtssaal.) Im Wiener Extrablatt teilt Eduard Seidel eine neue Serie komischer Aussprüche mit, die er im Gerichtssaal gesammelt. Nachstehend eine Blütenlese daraus. Advokat (zu einem Kollegen, der wegen seiner Mißerfolge bekannt ist:) „Herr Doktor, die Verhandlung hat schon angefangen, gehen Sie schnell hinein, sonst wird Ihr Klient am Ende freigesprochen." — Vorsitzender: „Herr Verteidiger, ich muß Sie bitten, dem Angeklagten seine Antworten nicht einzuflüstern. Lassen Sie nur ihn sich verantworten, die Reihe kommt auch an Sie!" — Vors.: „Woher hatten Sie denn den Sperrhaken, den man Ihnen abgenommen hat?" Angekl.: „Den habe ich auf der Straße gefunden." Vors.: „Merkwürdig, daß manche Diebe immer Sperrhaken finden! Ich habe noch nie einen gefunden." — Richter: „Geben Sie dem Kläger eine Ehrenerklärung. Sie bedauern, daß Sie ihm eine Ohrfeige gegeben haben." Angekl.: „Ja, ich bedauere, daß ich im eine Ohrfeige gegeben habe." — Aus dem Plaidoyer eines Staatsanwalts: „Meine Herrn Geschworenen! Die Herren Verteidiger behaupten, daß die Angeklagten schuldlos seien. Das ist aber nicht richtig, denn wenn sie schuldlos wären, könnte ich doch nicht die Anklage aufrecht erhalten. Da ich jedoch die Anklage nicht zurückgezogen habe, müssen die Angeklagten schuldig sein!" — Aus den Plaidoyers eines Verteidigers: „Ich will nicht den Redepinsel der Verteidigung in den Farbentopf der Beschönigung tauchen!" — „Mein Klient gehört einem Stande an, der über jeden Ehrenpunkt erhaben ist!" — „Ja, meine Herren Geschworenen, leben wir denn in den Urwäldern Zentralafrikas?" — „Der Angeklagte ist der Quotient der staatsfinanziellen Division!"

*

(Fürstliche Schuldner.) Vor mehr als 10 Jahren hat der damalige Erbprinz Leopold von Ysenburg-Birstein bei einem Bankhaus in Frankfurt a. M. ein Darlehen aufgenommen und dafür einen kostbaren Perlenschmuck (auf 400000 M. geschätzt) und Brillanten, die seine Mutter, eine geborene Erzherzogin von Oesterreich, bei ihrer Verheiratung als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte, verpfändet. In der Zwischenzeit wurde der Erbprinz einer Reihe ungarischer Gläubiger hohe Geldbeträge schuldig. Da diese auf Grund erlangter Urteile fruchtlos pfändeten, mußte er den Offenbarungseid leisten. Den Gläubigern wurde aber nun die Thatsache bekannt, daß bei dem Bankhaus in Frankfurt a. M. noch ein großer Edelsteinschmuck lagere, auf den sie nun bei etwaiger Rückgabe des Schmuckes nach erfolgter Zahlung Beschlag legen ließen. Die Mutter des Prinzen war indessen auch wegen Schulden verklagt worden und wurde nach ergangenem Urteil von den Gläubigern zum Manifestationseid geladen. Dies veranlaßte die fürstliche Familie, den Gläubigern mitzuteilen, daß die bei dem Bankhaus in Frankfurt a. M. liegenden Vermögensgegenstände Eigentum der Mutter, nicht des Sohnes sein. Die Gläubiger der Mutter pfändeten nunmehr der letzteren Ansprüche auf Herausgabe des Schmuckes. Hieraus entstand der erste Prozeß. Während dieser Prozeß schwebte, hat nun das Frankfurter Bankhaus gegen den Erbprinzen eine Klage auf Zahlung der geschuldeten Darlehnssumme erhoben und damit zugleich auf Gestattung des Pfandverkaufs. In diesem Prozeß wandte der Erbprinz ein, er habe diesen Schmuck nicht persönlich, sondern im Auftrage seiner Mutter verpfändet. Er schlug hierfür eine Reihe von Persönlichkeiten aus der fürstlichen Familie als Zeugen vor. Während in dem ersten Prozeß das Gericht eine Entscheidung dahin hatte ergehen lassen, daß das Eigentumsrecht der Fürstin dem Rechte des Verpfänders vorgehe, hat es in dem zweiten Prozeß den Beschluß dahingehend erlassen, daß die betreffenden fürstlichen Persönlichkeiten als Zeugen geladen werden sollen.

Nr. 15. 1900.

Der Erzähler.

Beilage zur „Gummersbacher Zeitung."

Gummersbach. Druck und Verlag von Friedrich Luyken, verantwortlicher Redakteur: Carl Luyken.

Der Osterkuchen.

„Weeßte, Mutter, Du kannst's mal versuchen,
Backe man zu Ostern alleene den Kuchen,
Wozu durch det Backfeld den Bäcker bereichern?
Ick möchte mir selber die Thaler ufsspeichern."

„Na, Willem, da hab'n wir ooch keenen Proft,
Wenn man die Jeschichte bei Lichte beseht:
Berechne die Arbeet, die Zeit un die Feu'rung,
Denn läßt De von selbst schon so 'ne Neu'rung."

„Die Zweeunhalb Backfeld kannste mir woll spendieren,
Ick lieber een paar Mal wen'ger spazieren,
Denn da ziehst De doch manchen hinter de Binde —
— Streit' nich; — Lügen is 'ne Sinde."

„Zum Kuckuck, ick bin noch Herr in't Haus
Un bitte mir Jehorsam aus,
Ick sag' Dir, Du backst den Kuchen alleene,
Sonst zeig' ick Dir noch 'mal die Zeehne."

„Nu scheen, oller Brummbär, ick will's versuchen."
Tags drauf: „Hier haste den Osterkuchen;
Siehste, oller Knauser, was bist De so jnietsch ig,
Nu hast 'n Salat, der Kuchen is klietschig."

Ein freiwilliger Tod.

Novellette nach dem Französischen von Wilhelm Thal.

Nachdruck verboten.

I.

In den Alleen des Luxembourggartens, im frischen Schatten der grünen Bäume, spielte eine lustige Kinderschar und überließ sich dem heiteren Treiben ihrer fröhlichen Jugend.

An das Geländer gelehnt, welches den Garten von dem Rondell trennt, auf dem sich in der Sonne das schlummernde Wasser des Bassins ausbreitet, betrachtete Lucien Gérard, ein Student der Medizin, mit lächelnden Lippen diese hübsche Ungezwungenheit der Kinder, die wie ein Schwarm von Sperlingen zwitscherten.

Plötzlich ließ sich auf der rechten Seite vom Boulevard Saint-Michel her ein Geschrei vernehmen, das immer näher kam und sich von Minute zu Minute steigerte.

„Halter, halter ihn auf! Zu Hülfe! Zu Hülfe!"

Die Kinder waren stehen geblieben; mehr überrascht, als unruhig, spitzten sie das Ohr, ohne zu begreifen.

Doch jetzt erschien ein Mann, der am Gitter entlanglief, heftige Bewegungen machte und ausrief:

„Rettet Euch, Kinder, ein toller Hund!"

Die kleine Schar stand einen Augenblick entsetzt da, dann zerstreuten sie sich und liefen nach allen Richtungen davon.

Es war die höchste Zeit.

Durch den Eingang der Rue des Medicis war der Hund eben in den Garten gestürzt.

Er lief mit blutunterlaufenen Augen, mit geöffneter Schnauze, mit herabhängenden Ohren, tückisch und wild, näher heran.

Lucien Gérard hatte sich nicht gerührt, er dachte nicht an sich, sondern folgte mit ängstlichem Blick der Flucht der Kleinen, die zwischen den Bäumen verschwanden. Plötzlich wurde er sich der Gefahr bewußt und überlegte, daß, wenn sich der Hund nach rechts wendete, er an das Geländer wie in eine Sackgasse eingepreßt würde, und schon legte er die beiden Hände auf die Brustwehr, um sich mit einem Satz hinüberzuschwingen. Plötzlich aber blieb er stehen, weil ein leiser Schrei seinem Munde entschlüpfte.

Dort unten, etwa fünfzig Schritt von ihm entfernt, war eins der Kinder und zwar das jüngste, zur Erde gefallen, denn es trug, obwohl es ein Knabe war, noch ein Kleid, und seine kleinen nackten Beine zappelten in krampfhaften Bewegungen in der Luft.

Der Kleine, der von der Furcht gelähmt war, konnte sich nicht mehr erheben und stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus.

Und der Hund lief gerade auf ihn zu!

Lucien Gérard fühlte, wie ihm ein Schauder über seinen Körper lief, und er machte eine unwillkürliche Bewegung, um auf den Kleinen zuzustürzen. Plötzlich aber maß er die Entfernung ab, er konnte nicht mehr zur rechten Zeit anlangen; der Hund war nur noch zehn Schritt von dem Kinde entfernt.

Der junge Mann blieb, während ein kalter Schweiß von seiner Stirn lief, wie angenagelt und versteinert auf seinem Platze stehen. Plötzlich aber löste sich das Entsetzen, das ihn gefangen hielt, und er rief in fröhlichem Tone:

„Bravo!"

Auf einer, von einem Baumstamm verdeckten Bank hatte ein Mann gesessen, den er bis dahin nicht bemerkt hatte. Dieser Mann hatte sich, einen Stock schwingend, plötzlich erhoben, und in demselben Augenblick, als der Hund mit weitgeöffneter Schnauze auf das an der Erde liegende Kind zustürzte, war sein Arm herniedergesaust und hatte das Rückgrat des Tieres mit kräftigem Schlage getroffen.

Das Tier hatte sich wütend umgewendet und war mit einem Satz auf seinen Angreifer zugestürzt.

Doch der Mann hatte es heldenmütig bei der Kehle gepackt und beide wälzten sich nun in heftigem Kampfe auf dem Sande der Allee.

Lucien Gérard stürzte vor, um dem Unbekannten zu Hülfe zu eilen, doch als er bei ihm anlangte, war sein Beistand unnötig. Den Hals von zwei mächtigen Fäusten wie in einem Schraubstock zusammengepreßt, röchelte der Hund, die Augen traten ihm aus dem Kopfe und er ließ die Zunge heraushängen. Das dauerte etwa noch eine Viertelminute, dann wurde der Körper des Tieres von einem letzten Zucken geschüttelt und leblos fiel er auf den Erdboden, er war tot. Jetzt ließ der Mann ihn los und richtete sich wieder auf.

Schon hatten sich fünfzig Personen entsetzt und atemlos um ihn gesammelt. Man hatte das Kind, dem nichts geschehen war, aufgehoben und fortgebracht. Und in der erregten Gruppe der Neugierigen, die immer stärker wurde, kreuzten sich Worte und Bemerkungen:

„Es ist wunderbar!"

„Ohne ihn war das Kind verloren!"

„Er hat den Hund mit seinen Händen erdrosselt!“

Plötzlich erfaßte Lucien Gérard den Mann beim Handgelenk und sagte:

„Aber Sie sind ja verwundet!“

„Glauben Sie?“ versetzte der Unbekannte ruhig.

„Ob ich es glaube? Aber so sehen Sie doch selbst! Das ist ein Biß und dazu ein sehr tiefer. Nun, kommen Sie, schnell, wir werden die Wunde ausbrennen, es ist keine Minute zu verlieren.“

In der Menge erhoben sich wieder Bemerkungen:

„Er ist gebissen worden?“

„Jawohl, in die Hand!“

„Man muß ihn zum Apotheker bringen.“

„Nein, zum Schlosser, er muß die Wunde mit einem roten Eisen ausbrennen.“

„Das ist nicht der Mühe wert,“ sagte ein anderer, „es giebt jetzt ein Heilmittel gegen die Wut.“

Doch der Verletzte machte eine Bewegung der Ungeduld und erklärte heftig:

„Lassen Sie mich in Ruhe!“

Mit diesen Worten durchbrach er mit gebieterischer, fast brutaler Bewegung die Gruppe der Zuschauer, die vor ihm zur Seite wichen.

Doch Lucien Gérard hatte sich an seinen Arm geklammert und sagte:

„Kommen Sie, ich lasse Sie nicht los, ich bin Arzt. Ich versichere Sie, Sie müssen auf der Stelle etwas dagegen thun.“

Der Mann ging schnell, ohne ihm zu antworten, dem Gitter zu, während die Menge der Neugierigen ihm folgte.

Am Eingang des Gartens angelangt, rief er einen Kutscher herbei, der eben vorüberfuhr; dann ging er auf den Wagen zu und öffnete den Schlag, als mehrere Hände ihn zurückhielten.

„Sie werden nicht so fortgehen!“

„Sie müssen sich sofort behandeln lassen!“

„Das ist ja Wahnsinn!“

Der Verletzte wandte sich um; ein heftiger Zorn grub Runzeln in seine Stirn und kräuselte seine Lippen.

„Lassen Sie mich doch in Ruhe,“ rief er von neuem, ich werde mich schon behandeln lassen, wenn ich Lust dazu habe! ... Sehen Sie,“ fügte er hinzu, Lucien Gérards Arm ergreifend, „der Herr ist Arzt und wird mich begleiten.“

Mit diesen Worten machte er sich von den Händen, die ihn festhielten, los, stieg in den Wagen und rief dem Kutscher eine Adresse zu, indem er hinzufügte:

„Fahren Sie schnell!“

Lucien Gérard hatte sich neben ihn gesetzt.

II.

Der Fiaker entfernte sich in schnellem Trabe.

Zehn Minuten später hielt der Wagen in einem abgelegenen Viertel vor einem kleinen Hause, und die beiden Männer stiegen aus.

Der Unbekannte bezahlte den Kutscher, öffnete die Thür und ließ den Studenten in ein Zimmer im Parterre treten.

„So! schnell Feuer!“ sagte Lucien.

„Feuer, wozu?“

„Nun, um Ihre Wunde auszubrennen!“

„Das ist nicht nötig!“

„Wie, nicht nötig?“

„Ja.“

„Aber das ist ja unsinnig!“

„Aber es ist einmal so!“

„Warum haben Sie mich denn gebeten, Sie zu begleiten?“

„Weil es das einzige Mittel war, mich dieser Neugierigen zu entledigen.“

„Warum wollen Sie mich aber hindern, meinen Beruf auszuüben und Sie zu retten? Fürchten Sie etwa den Schmerz?“

Der Mann zuckte leicht mit den Achseln.

„Wenn das der Fall ist,“ fuhr der Student fort, „so kann man Sie auf andere Weise retten. Eine wunderbare Entdeckung ...“

„Ja, ja,“ versetzte der Mann; ich weiß, ich lese die Zeitungen. Ein berühmter Gelehrter ... nicht wahr? Er würde mir Kaninchenserum einimpfen?“

„Ganz recht, wir sind höchstens 20 Minuten von dem Institut Pasteur entfernt; kommen Sie!“

Der Verwundete setzte sich in einen Sessel und sagte:

„Ich bleibe!“

Der Student war entsetzt, und ein Ausdruck der Unruhe huschte über sein Gesicht.

Der Mann sah ihn an und sagte mit traurigem Lächeln:

„Sie fragen sich, ob Sie es nicht mit einem Verrückten zu thun haben ... nein, ich habe meinen vollen Verstand ... Hören Sie mich nur eine Minute an, und Sie sollen sich davon überzeugen. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, sie ist einfach und mit wenigen Worten berichtet.

Ich war der glücklichste Mensch von der Welt und jetzt bin ich der unglücklichste ... Ich hatte eine Frau, die ich vergötterte, zwei kleine Kinder, die ich anbetete, und in weniger als sechs Monaten hat der Tod mir alles geraubt ... Die Mutter ist zuerst gestorben, von einem gastrischen Fieber dahingerafft. Dann folgten die beiden Kinder nach drei Monaten, zwei kleine Engel von fünf und sechs Jahren, zwei himmlisch schöne und kräftige Wesen mit roten Mündern und großen, reinen Augen, die fröhlich und vergnügt ins Leben schauten; in acht Tagen hat sie mir die Diphtheritis beide geraubt.

Seitdem sind drei Monate verflossen; seitdem bin ich wie ein Körper ohne Seele allein geblieben; ich frage mich, warum ich noch am Leben bin, und mich empört die Albernheit der Naturgesetze, die da wollen, daß ein Wesen weiter lebt, selbst wenn es keine Daseinsberechtigung mehr hat.

Auch an einen Selbstmord habe ich gedacht; doch ich bin von einer gläubigen Mutter erzogen worden, die mich gelehrt hat, der Selbstmord wäre ein Verbrechen. Ob Vorurteil oder Kindesliebe, das weiß ich nicht, jedenfalls habe ich diese Idee bewahrt. Und ich würde glauben, das Andenken meiner Mutter zu beschimpfen wenn ich mich tötete.

So habe ich seit drei Monaten ein elendes Leben geführt, das eine beständige und langsame Marter ist, in dem nicht die geringste Hoffnung lebt.

Glücklicherweise zeigt das Schicksal, das infame Grausamkeiten besitzt, auch manchmal ein seltsames Mitleid. Diesem Mitleid verdanke ich augenscheinlich das eben erlebte Abenteuer. Ich habe ein Kind gerettet, das ein Vater und eine Mutter — es giebt noch glückliche Wesen — jetzt in ihre Arme schließen; gleichzeitig habe ich in meine Adern ein Gift aufgenommen, das mich sicherlich töten wird.

Ich bin zufrieden und danke dem Zufall, da ich nicht weiß, ob ich einer Vorsehung danken darf. Die so heiß ersehnte Erlösung ist wahr: ich besitze sie; ohne eine geheiligte Erinnerung profaniert, ohne mein Gewissen verletzt zu haben. Ich töte mich nicht, ich sterbe einfach; ich scheide in Frieden mit mir selbst.

Gehen Sie, mein Herr, Sie sehen, Sie haben hier nichts mehr zu thun.“

III.

Der Student betrachtete den Unbekannten mit Erstaunen und rief:

„Aber wissen Sie denn auch, was das für ein Tod ist, zu dem Sie sich selbst verdammen? Es ist die gräßlichste, entsetzlichste aller Martern.“

„Ich weiß es,“ versetzte der Verwundete in ruhigem Tone, „doch ich habe keine Wahl. Die Hauptsache ist für mich, daß ich sterbe, und wenn ich diese Gelegenheit vorübergehen lasse, so wird sich eine andere niemals finden. Leben Sie wohl, mein Herr!“

Der junge Mann verließ das Zimmer.

Einen Monat später sah Lucien Gérard in dem Hospital, in welchem er assistierte, den Unbekannten wieder, den zwei Männer auf einer Bahre trugen. Der Ärmste starb am übernächsten Tage an Wutkrämpfen. Lucien Gérard war mitleidig genug, die Dosis Morphium zu verdreifachen und die Agonie dieses Märtyrers durch ein frommes Verbrechen abzukürzen.

Die Berliner elektrische Hoch- und Untergrundbahn, ein Werk deutscher Ingenieure.

Nachdruck verboten.

In der Verkehrsentwickelung der Hauptstadt des Reiches haben sich im letzten Jahrzehnt rein amerikanische Zustände herausgebildet. Wir brauchen uns nach fremden Beispielen nicht mehr umzuthun, wenn wir eine Verkehrsentwickelung in größtem Stile bewundern wollen. Wir können das bei uns zu Lande haben.

Als im Jahre 1882 die Stadt- und Ringbahn, die erste Bahn der Art auf dem europäischen Kontinent, die den Verkehr von der Straßenoberfläche unabhängig machte, in Berlin eröffnet wurde, stellte man dem Unternehmen bezüglich seiner Rentabilität ein sehr ungünstiges Prognostikon. Damals beförderten die verschiedenen Verkehrsmittel der Hauptstadt, Pferdebahn, Droschken usw., im Jahre 89,708,710 Personen. Die Stadt- und Ringbahn beteiligte sich an diesem Verkehr alsbald mit 9,348,850 Personen. Fünfzehn Jahre später beförderte die Stadt- und Ringbahn allein 87,746,914 Personen, während sämtliche vorhandene Verkehrsmittel 332,451,293 Personen beförderten. Im Jahre 1899 beförderten allein die Niveaubahnen und die Omnibusse, also die Verkehrsmittel, die vom Straßenniveau abhängig sind, deren Schnelligkeit und Stetigkeit daher innerhalb gewisser Grenzen bleibt, 414 Millionen Personen, d. h. der Berliner Verkehr hatte sich innerhalb 17 Jahren um 500—600 Prozent gesteigert. Es giebt keine Stadt der Welt, die ähnliches aufzuweisen vermöchte.

Die Gründe dieser staunenswerten Entwickelung sind mannigfach genug. Es würde aber zu weit führen, wollten wir hier näher auf dieselben eingehen. Es genügt zu konstatieren, daß die Bewegung eine durchaus gesunde und stetige war, daß sie danach nicht allein fortdauern, sondern sich steigern wird, daß sie sich vollzog, obgleich das Verkehrsnetz der Stadt weder rationell noch vollständig ausgebaut war. In dieser Richtung geschieht zur Zeit ein gewaltiger Schritt vorwärts durch die Ausfüllung jener bedeutsamen Lücke, welche die Stadt- und Ringbahn in dem Berliner Schnellverkehrsnetz gelassen hatte. Diese Lücke war der Mangel jeder Schnellverbindung des Südostens und des Südens der Stadt mit dem Westen. Diese Verbindung stellt die von der weltbekannten Firma Siemens u. Halske erbaute Berliner Hoch- und Untergrundbahn her. Es ist das erste derartige Unternehmen in Deutschland und es stellt sich den großartigen Hochbahnbauten in Newyork, Liverpool, Chicago nicht allein ebenbürtig an die Seite, es übertrifft sie vielmehr in technischer wie architektonischer Hinsicht weitaus und löst seine Aufgabe vom verkehrstechnischen Standpunkt in einer so glänzenden, bis in das kleinste Detail durchdachten Weise, daß heute schon die Rentabilität des Unternehmens ganz außer Frage steht.

Dafür sind zwei Momente von entscheidender Bedeutung. Einmal schafft die neue Hochbahn eine schnelle, kurze, stetige und bequeme Verbindung des Südostens und Südens der Stadt mit dem Westen, d. h. mit den ertragsreichsten Arbeitsstätten sowohl wie mit den eigentlichen Erholungsstätten, dem Zoologischen Garten, mit Charlottenburg und mit dem Grunewald, und zwar im Stadtkörper selbst, dessen Verkehrsadern überall der Bahn zugängig werden, nicht an der äußeren Peripherie, wie die Ringbahn. Die zahlreiche, gut situierte Arbeiter- und kleinbürgerliche Bevölkerung des Südens und Südostens, die bisher auf die Oberspree angewiesen war, erhält damit den lang ersehnten, in wirtschaftlicher, hygienischer und sozialer Hinsicht sehr bedeutsamen Zugang zum Westen bis zum Zoologischen Garten hin. Alsdann sendet die neue Hochbahn einen Strang in das Innere der Stadt, bis zum Potsdamer Platz, und damit erhält der Süden wie der Westen eine Verbindung mit diesem Brennpunkt des Berliner Verkehrs, die nicht allein an Kürze des Weges und Schnelligkeit der Beförderung alles übertrifft, was bisher existiert, sondern vor allem eine Stetigkeit und Regelmäßigkeit des Verkehrs gewährleistet, wie sie bisher nicht vorhanden ist. Damit ist dem Unternehmen ein Hinterland und ein Verkehrsboden gewonnen, die ihm trotz der 20 Millionen Mark, welche der Bau erfordert, eine bleibende und steigende Rente sichern, denn keine der bestehenden Verkehrsverbindungen bringt den Westen der Stadt mit dem Potsdamer Platz in so nahe Beziehung, keine ist unabhängig vom Wetter, vom Straßenzustand und vom sonstigen Verkehr. Hier erfüllt eben allein die Hochbahn die zu lösende Aufgabe, ein absolut stetiges, regelmäßiges und sicheres Verkehrsmittel für den Dienst des gewaltig arbeitenden Berlins, dessen Verkehrsmittel dem Uhrwerk gleich funktionieren müssen, herzustellen.

Ist damit die hervorragende Bedeutung des großartigen Unternehmens als Verkehrsmittel ersten Ranges gekennzeichnet, so kann schon jetzt gesagt werden, daß die Ausführung nicht hinter der Bedeutung des Werkes zurückbleibt. Ein lang hingestreckter eiserner Viaduktbau, der fest und einfach aussieht, bildet den eigentlichen Körper der Bahn. Auf den Strecken, wo die Eisenbauten bald durch Brücken, bald durch gemauerte Thore unterbrochen werden, wird das Ganze ein Stück bester Architektur darstellen, die sich passend in die Umgebung eingliedern wird. Den Ausgang der Bahn bildet die Station Warschauer Brücke hinter der prächtigen städtischen Oberbaumbrücke. Es folgen ihr 13 Haltstellen auf die Gesamtstrecke von 10,4 Kilometer, die zum Teil einen geringeren Anspruch auf die Beachtung aller Architekten und Kunstverständigen erheben dürfen. An diesen Bauten sind die ersten Architekten Berlins thätig. Geradezu hervorragende Leistungen bieten die Bahnhöfe am Schlesischen Thor, am Halleschen Thor, an der Potsdamerstraße, am Nollendorfplatz.

Es ist kein Wunder, daß, je mehr das Werk in die Erscheinung tritt, die gesamte Berliner Bevölkerung ihm das lebhafteste Interesse entgegenbringt. Nach seiner Vollendung wird es vor allem auch auf die Fremden eine große Anziehungskraft ausüben. Deshalb wollen wir hier auf einzelne Punkte besonders aufmerksam machen. Das gesamte Bahnunternehmen wird von einer Stelle mit der notwendigen elektrischen Kraft versorgt. Diese Stelle ist die Kraftstation am Landwehrkanal. Man muß diese raffiniert durchdachte Anlage unter der Führung eines tüchtigen Ingenieurs besichtigen, wie man sonst etwa ein Museum besichtigt. Dann wird man bald inne, daß hier durch die Vollkommenheit der technischen Einrichtungen nicht allein die größtmögliche Sicherheit des Betriebes, sondern auch die größtmögliche Billigkeit desselben, von der die Rentabilität wesentlich mit bedingt ist, gewährleistet ist.

An die Kraftstation schließt sich das sogenannte Gleisdreieck. Hier treffen die von drei Seiten, vom Westen über den Nollendorfplatz, vom Süden über das Hallesche Thor und vom Potsdamer Platz über den Landwehrkanal kommenden Züge, zusammen. Die Gleise sind, um jede Kollision zu vermeiden, derart angeordnet, daß während das eine Gleis sich allmählich senkt, das andere steigt, so daß die Züge immer in ihren besonderen Gleisen laufen und nur ein Schnittpunkt vorhanden ist, an dem sie einander kreuzen. An diesem Punkt erhebt sich das Häuschen des Weichenstellers, der von seinem hohen Standpunkt alle Bahnstrecken gleichzeitig übersieht und nur auf einen Knopf zu drücken braucht, um die Weiche zu öffnen und alle feindlichen Weichen gleichzeitig zu schließen. Hier läuft die Bahn teils auf großen gemauerten Viadukten, die wieder mit eisernen Brücken überbaut sind, teils auf eisernen Brücken von insgesamt 220 Meter Länge über die darunter liegenden Bahngeleise der Potsdamer-, Ring- und Wannsee-Bahn fort. Diese Brücken von 80, 60 und 80 Meter Länge sind vorzüglich konstruiert. Ihre Montage war ebenso schwierig wie die der Brücken über den Landwehrkanal, deren eine in gewaltiger Höhe die Eisenbahnbrücke der Anhalter Bahn und die Möckernbrücke übersetzt. Alle diese Bauwerke mußten ausgeführt werden, ohne daß der unten flutende gewaltige Verkehr auch nur eine Sekunde unterbrochen werden konnte. Das gesamte Gleisdreieck, das allein $2^1/_2$ Millionen Mark an Herstellungskosten verursachte, liegt auf eisenbahnfiskalischem Terrain. Man denke sich die Schwierigkeit, hier die mächtigen Bogenbrücken, an denen 25 Berliner Baufirmen arbeiten, bis ins Kleinste genau und sorgfältig auszuführen, ohne die Bahngeleise zu stören, und gleichzeitig die Bogen so zu konstruieren, daß sie wirtschaftlich so vorteilhaft wie möglich ausgenutzt werden können und somit ihrerseits die Rentabilität des Unternehmens steigern.

Von dem Gleisdreieck ab fallend übersetzt die Bahn nochmals den Landwehrkanal und sinkt dann schnell in einer Rampe dahin laufend weit unter den Grundwasserspiegel in einen Tunnel, der in einer Länge von 80 Meter den Potsdamer Platz erreicht. Von hier soll sie bis zum Reichstag, dem Bahnhof Friedrichsstraße und dem Schloßplatz und bis zum Spittelmarkt und der Köpenicker Brücke weiter geführt werden. Ob diese Pläne verwirklicht werden, ist noch nicht sicher. Aber sei dem, wie ihm wolle, auch mit dem hier geschilderten, jetzt der Vollendung entgegen eilenden Stück, das wahrscheinlich zuerst eröffnet wird, erhält Berlin ein neues Verkehrsmittel, das von hervorragender Solidität in Anlage und